

ASIATISCHE FACETTEN

Kapitel 6 - Shanghai

„Hetzjagd, Teatime und Visionen“

Die 24stündige Überfahrt von Südkorea nach China verläuft ohne jegliches „Titanic-Feeling“. Allein in der Vierbettkabine vertreibe ich mir die Zeit mit Büchern und Filmen. Nach dem Anlegen komme ich ziemlich schnell von Bord. Die streng blickenden chinesischen Beamten begutachten, scannen, stempeln meinen Pass und schon bin ich im „Reich der Mitte“, wenn auch nur an dessen östlichster Peripherie. Beim Verlassen des Zollgebäudes werden wir Passagiere von laut schreienden und wild gestikulierenden Chinesen empfangen. An Bord konnte ich in Erfahrung bringen, dass es von meinem Ankunftsort bis nach Shanghai noch etwa Tausend Kilometer sind und damit eine Zugfahrt fällig ist, die ich vom Bahnhof Tianjin antreten muss. Eine resolut auftretende Frau bemächtigt sich meiner, präsentiert mir stolz ihr Taxi aus heimischer Produktion und düst mit mir davon. Wenn ich sie richtig verstanden habe, ist sie bereit, mich für zehn US \$ die 40 Kilometer nach Tianjin zu fahren. Von da mit dem Nachtexpress nach Süden. Während der Fahrt befriedige ich ihre Neugier mit Hilfe eines Wörterbuchs. Woher, wohin, wie alt, wie reich, verheiratet – warum nicht? Beim Vorlesen, der von mir gefundenen Antworten, jagt sie weiter mit unverminderter Geschwindigkeit über die Autobahn. Dort kämpfen museumsreife LKW gegen europäische und japanische Modelle der Mittelklasse, Mopeds, Fahrräder, Ochsenkarren und andere Fortbewegungsmittel um die Pole-Position. Wahrscheinlich zählt bei 1,3 Milliarden Einwohnern niemand die Verkehrstoten. Zu beiden Seiten der Straße erstrecken sich Felder, Baustellen, Fabrikgelände, Häuser in unterschiedlichen Bauphasen und Wohnhütten. Zunächst wirkt alles ziemlich befremdlich. In Tianjin wird es ernst, dann kritisch und schließlich chaotisch. Vor dem Bahnhof zeigt mir die pfiffige Frau noch das Gebäude, in dem es die Fahrkarten gibt und sofort wird mir ganz anders. In mehreren Reihen stehen Massen von Reisenden bis auf den Vorplatz. Als ich die Taxifahrt bezahlen will, stellt sich heraus, dass ich nur einen 50\$ Schein habe und ihr sonst glattes Gesicht bekommt etliche Sorgenfalten. Sie springt kurzerhand aus dem Wagen, befiehlt in lautem Ton dem verdutzten Parkplatzwächter auf ihr Taxi zu achten und rennt los. Mit wilden Gesten signalisiert sie mir, ihr zu folgen. Mit meinem Gepäck und bei den Menschenmassen kein einfaches Unterfangen. Dank meiner Größe verliere ich sie nur selten aus den Augen. Irgendwie habe ich mittlerweile verstanden, dass ich unbedingt chinesisches Geld brauche. Das leuchtet ein! Nur wird niemand hier meine 50 Dollar tauschen können. Das leuchtet nicht ein! Die erste Bank, welche wir finden, hat geschlossen. Die zweite auch, hat aber einen Geldautomaten. Der will meine Kreditkarte nicht. Soviel zur kritischen Phase.

Nun beschleunigt meine Helferin noch mehr und wir hetzen durch den Bahnhof, den man übrigens erst nach eingehender Kontrolle betreten darf. Sie stürmt Schalter, entert unaufgefordert Büros, schreit und befragt wichtige und unwichtige Personen, schimpft, ich ständig atemlos hinter ihr her. Treppauf und ab, nach links und wieder raus in die Halle mit den Ticketschaltern und an Tausenden Wartenden vorbei. Sie findet den Schalter für den Shanghai-Express, drängelt sich unverfroren bis ganz nach vorn. Am Anfang war mir das ganze Theater noch irgendwie unangenehm, aber ich begreife schnell die Alltagstauglichkeit dieses Gebarens und bekomme langsam Spaß an unserem Auftritt. Sie kauft schreiend ein Ticket und drängelt uns wieder nach

draußen. Später, vor ihrem Taxi, wirkt sie sichtlich entspannter. Der Parkplatzwächter wird mit einigen Münzen belohnt, ich erhalte ein Ticket, sowie etliche chinesische Geldscheine und überlasse ihr die 50 \$. Den Überblick über diese Transaktion habe ich schon vor geraumer Zeit verloren. Die beherzte, kleine Frau springt in ihr Auto und schießt davon. Ohne ihre Hilfe hätte ich mir hier bestenfalls einen Nervenzusammenbruch zugezogen. Später, ich entspanne mich bei Nudelsuppe und Bier im Bahnhof, überprüfe meine Finanzen, und stelle erfreut fest, dass sie mit mir auf den Yuan genau abgerechnet hat.

Die Menschenmassen, und dass jede Handlung meinerseits einen kleinen Auflauf verursacht, sind schon sehr gewöhnungsbedürftig. Wiederholt werde ich von Sicherheits- und Bahnpersonal nach meinem Ticket gefragt und in eine Wartehalle geschickt. Doch laden der überfüllte Saal und die Reste, der darin befindlichen Luft nicht zum Verweilen ein. Zurückgezogen, neben einem Kiosk, beobachte ich fasziniert diesen menschlichen Ameisenhaufen und darf sogar rauchen. Chinesen, die sich im Bahnhof eine Zigarette anstecken, kommen meist über die ersten zwei Züge nicht hinaus, da erwähntes Personal dies sofort unterbindet. Ich, privilegiert, weil fremd, genieße heißen Tee und Qualm.

Der Versuch, noch etwas Gebäck zu kaufen, verursacht allerdings Missverständnisse und einen weiteren Auflauf. Der Stand hat verschiedene Backwaren und Kekse in der Auslage, ich zeige auf die gewünschten Teilchen. Dabei signalisiere ich mit Daumen und Zeigefinger der Verkäuferin die Anzahl. Doch statt zwei, von den gefüllten und gedämpften Brötchen einzupacken, stopft sie die Tüte voll. Kopfschütteln meinerseits, die Tüte wird geleert. Die Prozedur beginnt von vorn und endet mit dem gleichen Ergebnis. Nach dem dritten Versuch gebe ich auf, kaufe die volle Ladung. Der Preis ist gering. Erst in Shanghai erfahre ich, dass im chinesischen Fingerzählsystem Daumen und Zeigefinger ausgestreckt, nicht zwei, sondern acht bedeutet.

Glücklicherweise kann ich an der digitalen Anzeigetafel unter all den chinesischen Schriftzeichen die Nummer meines Zuges entziffern, die plötzlich hektisch zu blinken beginnt. Bis zur Abfahrt ist zwar reichlich Zeit, aber ich begeben mich sicherheitshalber doch zum Wartesaal, weil einzig von da aus Bahnsteig und Zug erreichbar sind. Dort finde ich nur noch leere Bänke und Müll, die Spuren stundenlangen Wartens. Eine aufgeregte Zugbegleiterin, kontrolliert mein Ticket, schleift mich förmlich zum Zug. Kaum sind wir drin, rollt er los. Wieso er das aber 30 Minuten vor der angegebenen Abfahrtszeit tut, entzieht sich meiner Kenntnis. Da wir anscheinend nach Shanghai fahren, ich frage mehrmals nach, bin ich beruhigt und mache mich auf die Suche nach meinem Bett. Das Erstaunen ist groß, als ich im 6-Bett-Abteil fündig werde. Als einziger Westler im Zug ist das nicht verwunderlich, aber muss denn gleich der ganze Waggon zusammenlaufen? Während ich mich einrichte, umziehe und in meiner Tasche wühle, drängen sich in der Tür Dutzende Neugierige. Die anderen Abteilinsassen sitzen auf ihren Betten und machen ebenfalls große Augen. Um die Situation etwas zu entspannen, reiche ich eine Rolle Kekse in die Runde und frage, ob jemand Englisch spricht. Die Mitreisenden gucken skeptisch, manche Lachen, die Kekse verschwinden und in dem Bett unter mir meldet sich ein Mädchen mit schüchterner Stimme. „What's your name“? Prima! Nach zehn Minuten kennt jeder im Zug meinen Namen, das Alter, die Herkunft und meine Familienverhältnisse. Gegenüber der „Dolmetscherin“ sitzt ein etwas älter aussehender Mann und platzt fast vor Stolz, wegen der Sprachkenntnisse seiner Tochter oder Ehefrau. Genau ist das nicht zu eruieren. Plötzlich eine Durchsage aus den Bordlautsprechern und meine

Besucher verschwinden. Kurz darauf erlischt im Zug das Licht. Verordnete Nachtruhe! Ich bin viel zu aufgedreht, um jetzt zu schlafen. Im Schein der Leselampe am Bett versuche ich, mir an Hand meiner Notizen einen groben Überblick von Shanghai zu verschaffen. Der Zug rattert mit beruhigender Monotonie durch die Nacht. Das frisch bezogene Bett misst mindestens 2.10m, ich kann mich bequem ausstrecken. Warum baut ein eher kleinwüchsiges Volk solch lange Betten in ihre Züge? Sicherlich nicht wegen großer Touristen aus dem Westen. Wahrscheinlich hat der enorme Aufschwung, das Streben nach Leistung und die „Höher-schneller-weiter-Euphorie“ auch die Waggonbauer beflügelt. Später sehe ich tatsächlich Werbung für ein Wachstumspräparat, das mehr Körpergröße verspricht. Aber 2.10m?

Während draußen vereinzelt Lichter vorbeihuschen, hin und wieder Schlafgeräusche laut werden, schaukelt der Zug sanft durch die Finsternis und Tausende Gedanken hindern mich am Einschlafen. Was erwartet mich in Shanghai und auf der weiteren Reise?

Beim Blick in meine gesammelten Reiseinfos beschleicht mich ein merkwürdiges Gefühl. Über Vierzehntausend Kilometer habe ich nun per Bahn und Schiff hinter mich gebracht und noch liegt eine lange Reise vor mir. In manchen Momenten erscheint mir das Unterwegs-Sein völlig natürlich und dann wieder habe ich Schwierigkeiten zu begreifen, dass diese lang ersehnte Tour genau jetzt stattfindet.

7:00 Uhr abruptes Wecken. Die Deckenbeleuchtung springt an und chinesische Musik erklingt aus den Lautsprechern. Sofort ist der gesamte Waggon auf den Beinen. Schlafanzüge und allerlei lustiges Nachtgewand werden im Flur zur Schau getragen, Teetassen gefüllt und erste Nudelsuppen aufgegossen. Im nahe gelegenen Waschraum wird gegähnt, gegurgelt, geschnäuzt und gerotzt. Wahrlich gewöhnungsbedürftig! Ich lege mich mit dem Kopf zur Abteiltür und beobachte von meinem Logenplatz aus dieses morgendliche Theater. Eine hilfsbereite Hand reicht mir eine Tasse Tee nach oben, in meiner Tasche finden sich die mittlerweile altbackenen Pfannkuchen von gestern Abend und irgendwie fasse ich auch eine Nudelsuppe ab. Chinesisches Frühstück.

Zwei Stunden später erreichen wir Shanghai. Aus dem Zugfenster erste flüchtige Blicke auf Hochhausfassaden, Baustellen, Wohnsilos und breite Straßen. Beim Verlassen des Bahnhofs greift mein Orientierungssinn sofort, ich folge der Empfehlung eines Reisemagazins. Hotel in Bahnhofsnähe, sauber, preiswert und modern. Der 20geschossige Kasten ist nach Christo-Manier prächtig verhüllt und momentan nächtigen darin bestenfalls die Handwerker, denn es wird renoviert. Auf der Straße wedelt mir ein Chinese mit einer Postkarte vorm Gesicht herum, wiederholt die magischen Worte: „Hotel, Hotel, Hotel“ und ich werfe einen Blick auf die abgegriffene Fotografie. Der Typ macht in seinem abgewetzten Anzug und mit der Zigarette im Mundwinkel keinen besonders vertrauenerweckenden Eindruck, außerdem suche ich mir meine Unterkünfte gern selbst. Aber Hotelsuche nervt! In einer Stadt mit 16 oder 17 Millionen Einwohnern – so genau weiß das niemand – ohne weiteren einschlägigen Adressen bin ich williges Opfer und lasse mich abschleppen. Einmal quer über die Straße und wir landen in einem Reisebüro. Zumindest sieht es danach aus. Von den fünf Angestellten spricht eine junge Frau einige Brocken Englisch. Ich bekomme Tee, süßes Gebäck und Zigaretten angeboten, werde ein wenig ausgefragt, während man eifrig telefoniert. In den nächsten 15 Minuten werden allerdings auch Geschäfte abgewickelt, die mit Reisen nichts zu tun haben. Große Mengen verschiedenster Waren werden gebracht und abgeholt, Geldscheine wechseln die Besitzer. Das

besagte Hotel ist nur einige Hundert Meter weit entfernt, versichert man mir, doch dahin zu laufen, kommt nicht in Frage. Sie schicken ein Taxi. Skeptisch durch soviel Service frage ich nochmals nach dem Preis. Kein Problem, alles sehr billig! Mit dieser Versicherung steige ich in den Minibus, um nach etwa 700 Metern vor einem Hochhaus direkt am Wusong-Fluss zu stehen. Hinter der Rezeption unsicheres Lächeln und nervöse Blicke. Nach kurzer Wartezeit erscheint eine weitere Angestellte, die Englisch spricht. Entspanntes Aufatmen auf beiden Seiten. Das sollte mir im Laufe der nächsten Tage in China öfter passieren. Bei meinem Auftauchen jenseits touristischer Zonen oftmals Verunsicherung, doch meist dauert es nur einen Moment bis jemand gefunden ist, der etwas Englisch kann. Klappt fast immer.

Das Hotel war vor 15 Jahren sicherlich sehr modern, versprüht nun einen etwas antiquierten Charme. Das Personal ist sehr bemüht, alles ist sauber und das Zimmer in der 19. Etage bietet vom Badezimmerfenster aus einen Blick direkt auf die Wolkenkratzer des Stadtzentrums. Warum das Zimmer selbst fensterlos blieb, weiß wohl nur der Architekt. Auspacken, Duschen, Klamotten in die Reinigung, Stadtplan besorgt und eine Stunde später bin ich unterwegs.

Anfänglich stehe ich den Chinesen meist im Weg, da ich bestaune, was auf ihrem „Weg in die Zukunft“ nach oben wächst. Unglaublich! Von Stadtplanern und so genannten Fachleuten außerhalb Chinas oft skeptisch und mahnend betrachtet, bahnt sich der kapitalorientierte Kommunismus hier seinen Weg. In der Architektur kennt er nur ein Ziel, und das ist oben, weit nach oben!

2000 Hochhäuser wurden in fünf Jahren erbaut, ganze Stadtviertel abgerissen, deren Bewohner zwangsumgesiedelt und Trabantenstädte entworfen. „Hier entsteht die urbane Vision des 21. Jahrhunderts“, titelte die Schlagzeile eines deutschen Magazins über die Megacity.

Visionen können gelegentlich Unbehagen wecken und etwas beklommen wird einem schon beim Anblick der himmelwärts strebenden Ambitionen. Bei so vielen Einwohnern bin ich auf einiges gefasst, doch das Getümmel auf den Straßen hält sich in Grenzen. An einigen Ampelanlagen stehen als erzieherische Maßnahme zivile Ordnungshüter, die bei grünem Licht auf die Straße springen und durch heftiges Herumwedeln der Arme signalisieren, sich zu beeilen. Passanten, die versuchen bei Rot die Fahrbahn zu überqueren, werden laut schreiend zurückgewiesen.

Platz des Volkes. Im Kunstmuseum zunächst ein vielversprechender Einblick in das künstlerische Schaffen des Landes. Das Spektrum reicht von traditioneller Malerei bis Pop-Art. Der nächste Versuch kultureller Bildung scheitert, da das Shanghai Museum Ruhetag hat. Auf dem Platz davor sprechen mich eine junge Chinesin und ihre Begleiter an, ein Englischlehrer mit zwei seiner Schüler. Sie studieren Tourismusmarketing in Shanghai und waren ebenfalls auf dem Weg ins Museum. Nun werden die Pläne kurzerhand geändert und ich werde gefragt, ob ich nicht Lust hätte, sie zu einer Teeverkostung zu begleiten. Welch unverhofftes Glück! Nach wenigen Minuten zu Fuß ist das Teehaus in einem Geschäfts- und Shopping-Center erreicht. Eine elegant gekleidete Chinesin begrüßt uns höflich, wir werden in einen separaten Raum geführt. Großer Tisch, vier Stühle, an der Wand ein Regal mit umfangreichem Sortiment an Tee, Kannen, Tassen und Aufbewahrungsgefäßen. Die Tee-Karte wird gereicht, sie empfiehlt, uns auf maximal fünf Sorten zu beschränken. Bei einer noch größeren Auswahl würden wohl die Geschmacksnerven überstrapaziert. Die Preise haben es in sich, doch innerhalb der nächsten zwei Stunden komme ich in den Genuss einiger sehr erlesener und köstlicher Teespezialitäten. Die Auswahl überlasse

ich meinen dolmetschenden Begleitern, da sich meine Teekenntnisse in engen Grenzen halten.

Uns gegenüber am Tisch steht besagte Chinesin, erläutert gewissenhaft jede Prozedur, gibt umfassende Informationen zu den einzelnen Sorten, ihrem Anbau, die richtige Zubereitung und die entsprechende Art zu Genießen. Jeder Tee verlangt spezielle Wassertemperaturen, Kannen und Trinkschalen. Zuvor den Duft inhalieren, dann ein erster kleiner Schluck, um den Geschmack wirken zu lassen, und nach einem weiteren ist die zarte Teeschale leer und wird erneut gefüllt. Zwei kleine Tassen je Sorte, dann die nächste Besonderheit. Nebenher werden geröstete, in Tee- und Rosenwasser eingelegte Kürbiskerne gereicht. Wir probieren Tee, dessen Blätter nur alle drei Jahre geerntet werden, sowie grünen Tee in Form einer Kugel. Dazu werden Teeblätter mit Blüte vom Strauch geschnitten und getrocknet. Dabei rollt sich die Pflanze zusammen und erst im Glas „blüht“ sie wieder auf. Noch nie habe ich so intensive und einzigartige Geschmackserlebnisse beim Teetrinken erfahren. Dass während der Verkostung für einige Zeit der Strom ausfällt, erhöht nur den Reiz der Zeremonie. Bei Kerzenschein erfahren wir Wissenswertes über den Teeanbau und warten darauf, dass es der elektrische Wasserkocher wieder tut. Zum Schluss beschenken mich meine Begleiter mit einem auserlesenen Päckchen Tee. Sophia, so nennt sich die junge Studentin, gibt mir ihre Handynummer. Sie hat sich diesen Namen zugelegt, weil Westler sich ihren chinesischen Namen nur schwer merken, geschweige denn aussprechen können. Ich solle in den nächsten Tagen anrufen, um gemeinsam etwas zu unternehmen.

Getrunken habe ich für heute genug, Zeit für feste Nahrung. Ein Taxi bringt mich zurück und ich begeben mich direkt ins Hotelrestaurant. Der weitläufige Saal ist gut besucht, ausschließlich Chinesen. Die Kellner schauen etwas irritiert, als ich beginne mir einen freien Platz zu suchen. Ein junger Mann, der mit Gästen an einem großen, runden Tisch lautstark diniert, springt auf und stellt sich als Manager des Restaurants vor, geleitet mich in den hinteren Bereich des Lokals, wo in zahlreichen Becken Fische, Frösche, Schildkröten, Schnecken, Krebse und diverses Meeresgetier auf ihren Verzehr warten. Dazu eine Auswahl an Fleisch, Obst und Gemüse. Ich verzichte auf die springenden und gepanzerten Delikatessen, entscheide mich für Fisch, Rindfleisch, Tofu und Gemüse. Die Kellnerin wirkt beim Servieren etwas unsicher, strahlt aber übers ganze Gesicht. Nach jedem Schluck Bier füllt sie mein Glas sofort wieder auf und ihre Kolleginnen schauen neugierig, was wohl passiert, wenn man einen Ausländer bedient. Hier steigen anscheinend selten westliche Gäste ab. Bin ich an diesem Abend noch voll des Lobes über das Essen, nach einigen Tagen ist es nur noch eines unter vielen.

Ausgeschlafen und erfrischt stürze ich mich tags darauf in einen wahren Museumsmarathon. Shanghai Museum: eine gelungene Präsentation von 120 000 Exponaten aus 5000 Jahren Geschichte. Schmuck, Möbel, Kunst- und Gebrauchsgegenstände und vieles mehr. Bei der schier unüberschaubaren Menge an Porzellan- und Keramikgefäßen der verschiedenen „-ing“ Dynastien lässt mein kulturhistorisches Interesse irgendwann merklich nach. Der Arbeitsanzug eines Fischers aus Lachshaut wird jedoch in Erinnerung bleiben. Zwischen all den Kostbarkeiten ein „deutschsprachiger“ Alpenbewohner einer kleinen Besuchergruppe mit der Feststellung: „...von dös Glocken hab i ma a Musi g’hert...“ (deutsch: „...von dieser Glocke habe ich einmal eine Musik gehört.“).

Ebenfalls auf dem Platz des Volkes hat in einem ansprechenden, futuristischen Bau

das Ausstellungszentrum für Stadtentwicklung Platz gefunden, um den städtebaulichen Geschwindigkeitsrausch zu dokumentieren. Eine gewaltige Modellanlage gewährt einen Blick auf das Shanghai von 2010. Bis zu 5000 Chinesen auf einer Großbaustelle, größtenteils rekrutiert aus dem Heer der Millionen Wanderarbeiter, sind rund um die Uhr im Einsatz, den Traum aus Stahl, Glas und Beton Wirklichkeit werden zu lassen. Hochhäuser wachsen hier schneller als Bambus. Im Umfeld von Shanghai werden Satellitenstädte aus dem Boden gestampft, wie Luchao Harbor City, konzipiert für 300 000 Einwohner. Bei all den Zahlen und Superlativen kann einem schwindlig werden. Neben dem Stadtmodell ist ein kleines Panoramakino der Höhepunkt der Präsentation. Obwohl nur einige Meter im Durchmesser und lediglich zum Stehen gedacht, kann man einen Computer animierten Film bestaunen, der eine Fahrt durch die Stadt der Zukunft suggeriert. Die Illusion ist so perfekt und rasant gemacht, dass sich manch einer am Geländer in der Mitte des Raumes festhalten muss, um nicht aus „der Bahn geschleudert“ zu werden. Beeindruckt und erschöpft von so viel Spektakulärem, verlangt jetzt mein Magen ein wenig Aufmerksamkeit. Im Kaufhaus gegenüber werde ich in der obersten Etage fündig. „Food Republic“ nennt sich der Fresstempel, in dem etwa zwei Dutzend Stände verschiedener asiatischer Küchen um die Gunst der Hungrigen wetteifern. An der zentralen Kasse erwirbt der Gast eine Art Kreditkarte zu einem von ihm gewünschten Preis. Über den Magnetstreifen wird an den einzelnen Theken das bestellte Essen abgebucht. Beim Verlassen des Restaurants kann man sich den verbliebenen Betrag auszahlen lassen oder kommt später noch mal vorbei. Ich investiere 100 Yuan (etwa 10 Euro), statte Japan, Indien und Thailand kulinarische Besuche ab. Kokosmilchsuppe mit Garnelen, ein scharfes Hähnchencurry, einige Sushihäppchen und ein Milchshake bilden das panasiatische Menü. Ich bekomme sogar noch etwas Geld zurück.

Der anschließende Verdauungsspaziergang führt zum Naturkunde-Museum. Ein kolonialer Bau aus den Zeiten der Engländer erweckt den Eindruck, als hätte man ihn gerade ausgegraben. Die Einsamkeit im Labyrinth des ehrwürdigen Baus teile ich lediglich mit einer französischen Familie. Allerlei Ausgestopftes, Eingelegtes und Getrocknetes vervollständigen den morbiden Charme der Ausstellung. Interessant, was in grauer Vorzeit hier alles an Land und zu Wasser unterwegs war. Die Essgewohnheiten in dieser Gegend haben das Aussterben einiger Tierarten sicherlich beschleunigt. Eine Zeitreise, ungefährlich und preiswert. Hoffentlich kommt niemand auf die Idee, das Gebäude zu modernisieren.

